

Newsletter 1/2016

SOS-Längsschnittstudie Handlungsbefähigung

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

sich zu Hause fühlen zu können und an einem Ort mit Menschen verbunden zu sein, gehört zu den Grundbedürfnissen der meisten Menschen. Im Folgenden geht es um Jugendliche, die ihr Zuhause schon einmal verlassen mussten. Können Jugendliche an einem neuen Lebensort (in der Kinderdorf Familie, der Wohngruppe) ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln? In diesem Newsletter stellen wir Ihnen Ergebnisse vor, die diese Frage zumindest teilweise beantworten.

Ein zweites Schwerpunktthema ist Bildung. Die Ergebnisse aus den ersten Befragungen zeigen, dass die Schul- und Ausbildungssituation der Jugendlichen oft nicht gut ist. Wie können wir die Kinder und Jugendlichen unterstützen, unter den gegebenen Umständen höhere Schul- und Bildungsabschlüsse zu erreichen?

Ihr Team der SOS-Längsschnittstudie

Themen des Newsletters

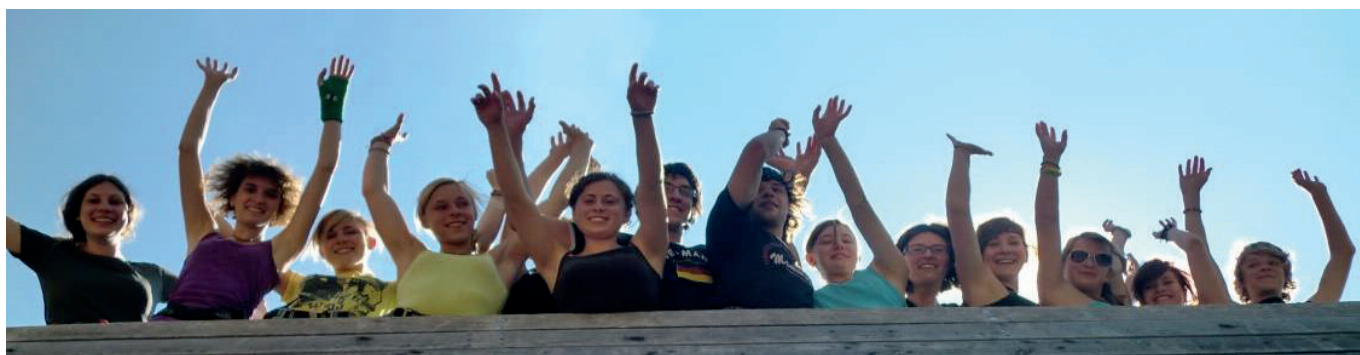
Zugehörigkeit

- Zugehörigkeitskonstruktionen
- Zugehörigkeit entwickeln
- Ort(e) des Wohlbefindens
- Zugehörigkeit von SOS-Ehemaligen

Bildung

- Stationäre Hilfen und Bildung
- Bildung in den Herkunftsfamilien
- Bildungs- und Erwerbssituation der Ehemaligen

Bewältigung des Übergangs



Zugehörigkeit

Zugehörigkeitskonstruktionen

Das Thema Zugehörigkeit nimmt in der stationären Arbeit mit Kindern und Jugendlichen eine zentrale Rolle ein. Dies spiegelt sich in den Daten der ersten Befragungswellen wider, in denen die verschiedenen Orte der Zugehörigkeit erhoben wurden.

Es zeigen sich fünf Zugehörigkeitsmuster, von denen drei in etwa gleich häufig vorkommen: Typ eins umfasst die jungen Menschen, die sich sowohl in der Kinderdorf Familie bzw. Wohngruppe als auch in der Herkunftsfamilie zu Hause fühlen. Typ zwei umfasst jene, die sagen, dass ausschließlich oder überwiegend die Kinderdorf Familie bzw. die Wohngruppe ihr Zuhause

Tabelle: Typologie der Zugehörigkeit
(Erhebungszeitpunkte 1 und 2)

	Beschreibung	Angaben in Prozent
Typ 1	Doppelte Zugehörigkeit zur Kinderdorf Familie/Wohngruppe und zur Herkunftsfamilie	28,4
Typ 2	Zugehörigkeitsort Kinderdorf Familie/Wohngruppe	24,4
Typ 3	Zugehörigkeitsort Herkunftsfamilie	25,9
Typ 4	Schwache Zugehörigkeit zur Kinderdorf Familie/Wohngruppe wie auch zur Herkunftsfamilie	18,2
Typ 5	Keine Zugehörigkeit zur Herkunftsfamilie und Kinderdorf Familie/Wohngruppe	3,1

geworden ist. Jugendliche, die sich in erster Linie zur Herkunftsfamilie zugehörig fühlen, zählen zu Typ drei.

Die Jugendlichen „konstruieren“ für sich, wohin sie gehören. Für die meisten von ihnen ist dies angesichts der Umstände einer stationären Unterbringung ein ambivalenter und zugleich diskontinuierlicher Prozess: Zwischen den beiden Befragungszeitpunkten hat sich für 44 Prozent der jungen Menschen der primäre Zugehörigkeitsort verändert. Auch in den Interviews wird die Zerrissenheit zwischen den beiden Familiensystemen immer wieder deutlich. Der 14-jährige Marcel (alle Namen sind geändert) ist hierfür ein Beispiel:

„Weil er saß dann hier heulend auf dem Sofa irgendwie und sagte: ‚Ich weiß nicht, was ich machen soll. Wenn ich jetzt gehe, dann bist du traurig, und wenn ich hier bleibe, dann ist Mama traurig.‘ Und das war für ihn ein völliges Wirrwarr im Kopf.“ (Bezugserzieher von Marcel)

Der Anteil derjenigen, die zu Typ vier und Typ fünf gehören, könnte den Schluss nahelegen, dass jeder fünfte junge Mensch als „entwurzelt“ gelten kann, weil er weder in der Kinderdorf Familie oder Wohngruppe noch in der Herkunftsfamilie zu Hause ist. Dies trifft jedoch so nicht zu. Zum einen gibt es Jugendliche, die sich zu Freunden zugehörig fühlen, zum anderen befindet sich ein Teil der Befragten im Übergang zur Selbstständigkeit und damit in einer Phase der Ablösung, in der das Bedürfnis nach Zugehörigkeit neu definiert wird. Werden diese Jugendlichen berücksichtigt, verkleinert sich die Gruppe derer, die sich nirgends zugehörig fühlen, auf unter zehn Prozent.

Für Marcel und seine Mutter kommt es zu einem längeren Entscheidungsprozess, an dessen Ende er beschließt, bis zum Abschluss seiner Ausbildung im Kinderdorf zu bleiben.

„Nachdem beide so eine Plus-Minus-Liste gemacht haben: Was steht für das Kinderdorf, was steht für den Ort, wo seine Mutter wohnt?, hatten wir dann Anfang Mai hier ein Gespräch mit der Mutter [und da hatte sich die Mutter entschieden]. Und sie hat ihm ganz klar gesagt: ‚Du machst die Ausbildung hier am Ort des Kinderdorfs. Du kannst mich jederzeit besuchen, und ich bin nicht böse, ich bin nicht eifersüchtig auf Kai [den Bezugserzieher], ich bin nicht eifersüchtig auf das SOS-Kinderdorf. Dort geht es dir gut.‘ Das war nochmal eine ganz klare Botschaft an Marcel, die er einfach braucht. Er braucht diese ganz klare Richtung von seiner Mutter.“ (Bezugserzieher von Marcel)

Zugehörigkeit entwickeln

Ob Kinder oder Jugendliche in der Fremdunterbringung ein Gefühl von Zugehörigkeit entwickeln können, hängt davon ab, ob es ihnen gelingt, am neuen Lebensort vertrauensvolle Beziehungen zu Erwachsenen und zu gleichaltrigen Peers herzustellen. Entscheidend ist dabei auch, ob es das Herkunftssystem zulässt, dass sie sich im Kinderdorf wohlfühlen. Ist die Bindung zur leiblichen Mutter stark, kommen für die Jugendlichen nur die Zugehörigkeitskonstruktionen eins und drei in Frage. Wenn die Eltern nicht mehr leben oder sie aufgrund von biografischen Erfahrungen an Bedeutung verloren haben, kann auch die Kinderdorf Familie oder die Wohngruppe als Zuhause in den Mittelpunkt rücken.



Gelingt es Jugendlichen, eine stabile Zugehörigkeit zu beiden Systemen zu entwickeln, liegen darin gute Chancen begründet, eine höhere Handlungsbefähigung zu erreichen. Damit werden verschiedene Dimensionen der Handlungsbefähigung adressiert: Die Verstehbarkeit von Sinn- und Perspektivfragen sowie die Vorhersagbarkeit der eigenen Biografie werden gestärkt. Eine gesicherte Zugehörigkeit ist aber nicht nur Grundlage für einen positiveren Blick in die Zukunft, sondern hilft auch retrospektiv, die eigene Lebensgeschichte besser zu verstehen.

Vor allem das Konstrukt der doppelten Zugehörigkeit entlastet von den psychisch auf Dauer belastenden Pendelbewegungen (Gehör ich eher zur Herkunftsfamilie oder eher zur Kinderdorffamilie?). Hieraus ergeben sich vor allem zwei Konsequenzen für die Praxis: Zum einen ist es wichtig, den Kindern und Jugendlichen immer wieder dabei zu helfen, ihren biografischen Werdegang besser zu verstehen (Biografiearbeit), zum anderen sollten sie spüren können, dass die SOS-Fachkräfte und die wichtigen Personen aus ihrer Herkunftsfamilie in einer Erziehungspartnerschaft stehen. Das Beispiel von Marcel hat gezeigt, wie wichtig dieses beiderseitige Einverständnis ist.

Sich nach und nach im Kinderdorf zugehörig zu fühlen, kann den Jugendlichen auch dabei helfen, positive Erfahrungen wahrzunehmen oder sogar stolz darauf zu sein, dort zu leben:

„Eigentlich war es ganz okay hier [im SOS-Kinderdorf]. Es war halt einfach mal endlich Ruhe, endlich mal Frieden. Wir wurden nicht mehr geschlagen, gar nichts. Wir wurden nicht verpflichtet, irgendwie einkaufen zu gehen und so was.“ (Marie, 18 Jahre)

Im Rückblick erlebt die junge Frau das Kinderdorf als einen Ort geregelter Alltagsnormalität, der ihr Schutz, Verlässlichkeit und eine gesicherte Versorgung geboten hat.

„Aber das ist nicht nur für mein Fahrrad, sondern wir machen es für das ganze Dorf hier. Im Haus, unten im Keller, reparieren wir halt die ganzen Fahrräder. Und jetzt ist halt immer viel los, weil bald fahren alle in die Ferienlager, und dazu nimmt die Hälfte auch immer ihre Fahrräder mit. Die müssen erst nochmal durchgeguckt und heil gemacht werden.“ (Sven, 14 Jahre)

Dieses Zitat veranschaulicht, wie wichtig es ist, dass im Kinderdorf Erfahrungen von Gemeinschaft möglich sind. Die Befragten loben vor allem gemeinschaftliche Aktionen und die Urlaubsfahrten.

Befragter: „Wenn ich was organisiere, dann ganz schnell Flyer verteilen, und dann kommen sie alle.“

Interviewerin: „Wer macht die Flyer?“

B: „Ich an meinem PC.“

I: „Was hast du schon mal so organisiert?“

B: „Fußballturniere oder Partys – vieles.“

I: „Aber wenn du so eine Party organisierst, musst du das vorher absprechen, mit dem Raum, und ob das in Ordnung ist, ob du das machen darfst?“

B: „Ja, geht aber auch – ist genauso wie beim Fußball, geht ganz schnell. Ich frag nur kurz, muss ja die Verantwortung tragen dafür, aber das ist in Ordnung.“

(Mario, 17 Jahre)

Hier wird das Kinderdorf als Raum erlebt, der auch Gestaltungsmöglichkeiten offen lässt und in dem man üben kann, Verantwortung zu übernehmen.

Ort(e) des Wohlbefindens, der Sicherheit und der Akzeptanz

Auf die Frage, „Was bedeutet es für Dich, an einem Ort zu Hause zu sein?“, konnten die Jugendlichen mit eigenen Worten eingehen. Drei Viertel der Befragten haben ihre Vorstellungen dazu aufgeschrieben. Zu Hause sein bedeutet für sie unter anderem „Spaß haben, ernst genommen werden, lachen“ oder „fair behandelt zu werden und Respekt zeigen“.

In der Auswertung aller Antworten zeigen sich thematische Muster, die auch geschlechtsspezifisch unterschiedlich verteilt sind. Typische Äußerungen, vor allem von Mädchen, sind: „Ich muss mich dort wohl und

Nur bei der
Herkunftsfamilie

Schutz/
Sicherheit/
Versorgung

Liebe, tiefes
Vertrauen

Wohlfühlen

Unterstützung, glücklich sein
jederzeit Hilfe erhalten

ICH im Mittelpunkt

Akzeptanz/
Anerkennung/
Respekt

Nur bei der
Kinderdorffamilie

Freiheit/
Spaß

Wo die Freunde sind

Legende: Je größer die Schrift, desto häufiger genannt

Mehr von Jungen genannt

Mehr von Mädchen genannt

Keine geschlechtsspezifischen Unterschiede

geborgen fühlen“ oder „Es muss ein Ort sein, an dem ich menschliche ‚Liebe‘ bekomme“. Das imaginierte Zuhause lebt von einem tiefen Vertrauen, von Zuneigung und der Gewissheit, dass man dort auch jederzeit Hilfe erfahren kann. Die Vorstellung, dass das Zuhause mit den Aspekten Schutz, Sicherheit und Versorgung zu tun hat („Geborgen zu sein, das heißt, Schutz zu haben“), stammt häufiger von Jungen, ebenso wie Aussagen, bei denen das Ich im Mittelpunkt steht („Bei einem Menschen sein zu können, wo ich ganz ich selbst sein kann“). Eher selten, aber ebenfalls häufiger bei Jungen, sind Vorstellungen, die unmittelbar mit der Herkunftsfamilie verknüpft sind („Zu Hause sein, das ist nur, wo meine Mama ist“). Von beiden Geschlechtern wird in etwa gleich häufig ein Zuhause beschrieben, bei dem Anerkennung und Respekt sowie das Gefühl von Freiheit und Spaß im Vordergrund stehen.

Zugehörigkeit und soziale Beziehungen von SOS-Ehemaligen

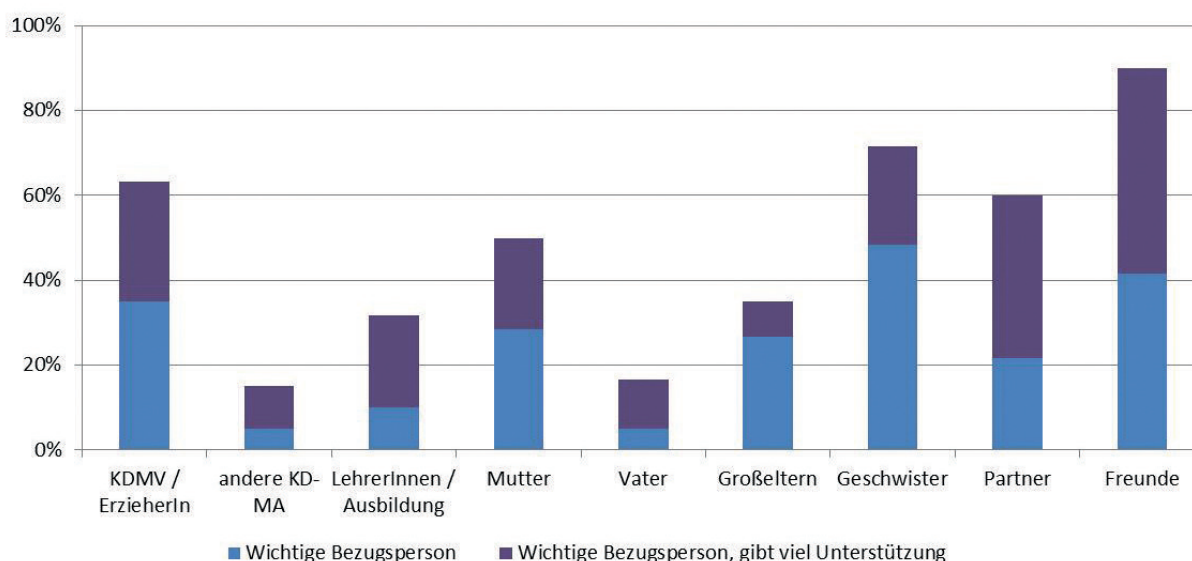
Im Jahr 2015 wurden erstmals ehemalige Betreute aus den SOS-Kinderdörfern befragt. Nachdem sie gezogen sind, stehen sie vor der Aufgabe, Beziehungs- und Unterstützungsnetze neu zu knüpfen und ihre Zugehörigkeit zwischen Aufrechterhaltung von Beziehungen und Ablösung neu zu definieren. Vielen jungen Erwachsenen scheint es zu gelingen, Kontakte zu Personen aus der Einrichtung oder der Herkunftsfamilie zu bewahren und zugleich neue Beziehungs- und Unterstützungsnetze mit Gleichaltrigen aufzubauen. Für einige zeichnen sich jedoch Probleme bei dieser Neuorientierung ab.

Zwei Drittel der SOS-Ehemaligen fühlen sich in der Kinderdorffamilie oder Wohngruppe zumindest noch teilweise zu Hause, ebenso viele in ihrer Herkunftsfamilie. Sowohl doppelte Zugehörigkeiten werden beschrieben als auch die eindeutige Zugehörigkeit entweder zur Herkunftsfamilie oder zur Kinderdorffamilie bzw. Wohngruppe. Die wenigsten fühlen sich nirgends zugehörig. In den SOS-Einrichtungen sind die Kinderdormütter oder -väter und Bezugserzieherinnen und -erzieher wichtige Ansprechpartner. In der Herkunftsfamilie sind es bei der Hälfte die Mütter, und die Großeltern werden häufig noch vor den Vätern als relevante Bezugspersonen genannt. Ebenso sind die Geschwister für viele von großer Bedeutung.

Gleichaltrige gewinnen zunehmend an Einfluss. 80 Prozent der jungen Erwachsenen zählen die Freunde und 60 Prozent die Partnerinnen bzw. Partner zu den für sie wichtigsten Bezugspersonen. Häufig geben die befragten Care-Leaver an, sich bei diesen Menschen auch zu Hause zu fühlen. Die Wohnorte erscheinen oft noch als Übergangslösungen, gleichwohl fühlen sich doch die meisten in ihrer Wohnung zu Hause.

Fast zwei Drittel der SOS-Ehemaligen werden von Freunden oder Partnerinnen bzw. Partnern und jeweils knapp die Hälfte wird durch das Hilfe- und das Herkunftssystem unterstützt. Freunde aus dem Kinderdorf spielen dagegen seltener eine Rolle. Allerdings gibt jeder Vierte an, von niemandem viel Hilfe zu erhalten, während die anderen ein zum Teil breit gefächertes Unterstützungsnetz nutzen können.

Beziehung und Unterstützung



Ehemalige, N=60



© SOS-Kinderdorf e.V. / Foto: mathis

Bildung

Menschen mit einer höheren Bildung verfügen nicht automatisch auch über eine höhere Handlungsbefähigung. Jedoch wirken sich erfolgreiche Bildungsprozesse förderlich auf die Entwicklung von Handlungsbefähigung aus, zum Beispiel, wenn es Kindern und Jugendlichen gelingt, auf ein höheres Bildungsniveau zu gelangen. Dies führt in aller Regel zu einem Anstieg der Handlungsbefähigung, denn mit einer höheren Bildung sind auch bessere Perspektiven im späteren Erwerbsleben verknüpft. Dies wird von den älteren Jugendlichen auch entsprechend wahrgenommen und zeigt eine positive Wirkung auf den Faktor „Sinn“ (Jugendliche sehen mehr berufliche Perspektiven). Ebenfalls gestärkt wird der Faktor „Selbstwirksamkeit“ (Ich habe es durch meine Leistungen geschafft), und auch die Anerkennung durch andere nimmt zu. Nicht automatisch gestärkt wird das Gefühl der Zugehörigkeit. Gymnasiasten in den Einrichtungen beschreiben etwa, dass sie sich als Sondergruppe erleben, und dies wird faktisch auch in ihrem Alltag spürbar (andere Schule, andere Schulwege, andere Freunde).

Inwieweit umgekehrt Kinder bzw. Jugendliche, die bereits früh eine überdurchschnittlich hohe Handlungsbefähigung aufweisen, auch überdurchschnittlich oft in höhere Schulkarrieren einmünden, wird im Verlauf der Längsschnittstudie noch genauer analysiert.

Rahmenbedingungen für Bildungsverläufe von Kindern und Jugendlichen in stationären Hilfen

Wenn junge Menschen, unabhängig vom Ort ihres Aufwachsens, danach gefragt werden, was sie sich selbst für ihr Leben wünschen, nennen sie oft „*einen sicheren Arbeitsplatz*“ sowie „*eine Familie*“. Bildung ist eine zentrale Ressource, um diese klassischen Wertvorstellungen von Familie und Beruf umzusetzen.

Care-Leaver weisen im Vergleich zu Gleichaltrigen häufig schlechtere Schul- und Bildungsabschlüsse auf, auch wenn stationäre Hilfen oftmals zu einer verbesserten Schulsituation beitragen (können). Die Lebenslagen der Herkunftsfamilien sind oft von Benachteiligung geprägt, und es fehlt den Kindern und Jugendlichen an einer Bildungsorientierung. Die Bildungsverläufe von Heranwachsenden in den stationären Hilfen sind von bestimmten Kontextbedingungen beeinflusst. Zugleich ist das Schulsystem auf Leistungsbereitschaft ausgelegt und nicht auf den Umgang mit individuellen (familiar) Schwierigkeiten eingestellt. Ein kontinuierlicher Bildungsweg der Kinder und Jugendlichen wird nicht zuletzt durch häufige Wechsel zwischen Einrichtungen, Pflege- und Herkunftsfamilien erschwert oder sogar unterbrochen. Durch die kürzere Verweildauer bis zum Hilfeende bleibt relativ wenig Zeit, um zugleich biografische Erlebnisse zu verarbeiten, schulische Defizite aufzuholen und eine berufliche Orientierung vorzubereiten – unabhängig vom möglichen sonderpädagogischen Förderbedarf oder psychischen Beeinträchtigungen (Köngeter, Mangold und Strahl 2016). Diese Befunde zeigen, wie wichtig es ist, die Heranwachsenden möglichst gut zu fördern und ihre persönlichen Bildungspotentiale zu stärken.

Quelle: Köngeter, Stefan, Mangold, Katharina & Strahl, Benjamin (2016). Bildung zwischen Heimerziehung und Schule. Ein vergessener Zusammenhang. Weinheim: Beltz Juventa.

SOS-Jugendliche kommen häufig aus bildungsbenachteiligten Milieus

Die Jugendlichen in den SOS-Einrichtungen kommen überwiegend aus Familien, die sich als bildungsbenachteiligt beschreiben lassen: Die Herkunftseltern verfügen häufig über keinen höheren Sekundarabschluss bzw. auch nicht über eine abgeschlossene Berufsausbildung. Einige Zahlen zur Veranschaulichung:

- Ein Drittel der Mütter und annähernd jeder siebte Vater hat keinen Schulabschluss.
- Weniger als fünf Prozent der Mütter verfügen über einen höheren Schulabschluss.
- Zwei Drittel der Mütter und ein Viertel der Väter haben keine abgeschlossene Berufsausbildung.

Ein niedriger Bildungsstand hat oft schlechtere Aussichten für das spätere Einkommen sowie den sozialen Status zur Folge. So ist etwa das Risiko, arbeitslos zu werden, eng damit verknüpft. Bildungsarmut ist häufig mit Einkommensarmut verbunden, die wiederum Transferleistungen erfordert. Zum Zeitpunkt der Aufnahme lebten bei 41,8 Prozent der Kinder oder Jugendlichen beide Eltern und bei weiteren 17,6 Prozent lebte ein Elternteil von Leistungen aus dem SGB II (Hartz IV). Ein geringer Bildungsstand reduziert somit die Chancen auf eine gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen und beruflichen Leben.

Zur Bildungs- und Erwerbssituation der SOS-Ehemaligen

Bei den SOS-Ehemaligen zeigen sich hinsichtlich der Bildungs- und Erwerbssituation ähnliche (prekäre) Muster wie bei deren Eltern. Wie bereits ausführlich im letzten Newsletter (2/2015) dargestellt, hatten zum damaligen Zeitpunkt rund 60 Prozent der Befragten (N=60) einen Förder- oder Hauptschulabschluss erreicht. Bei der altersgleichen Gesamtbevölkerung waren dies rund 20 Prozent. Von den befragten Jugendlichen hatten 25 Prozent die Realschule absolviert oder einen vergleichbaren Abschluss erlangt, und damit etwas weniger als in der Vergleichsgruppe. Hingegen erreichten lediglich 11 Prozent der jungen Erwachsenen das Fach-/Abitur, während dies 44 Prozent aller Gleichaltrigen schafften.

Was die berufliche Situation anbelangt, geht fast die Hälfte der Befragten entweder einer Erwerbstätigkeit nach oder durchläuft eine schulische Ausbildung. Ebenso viele sind jedoch auch noch zwei Jahre nach dem Verlassen der SOS-Einrichtung arbeitslos oder befinden sich in einer berufsvorbereitenden Maßnahme und damit auf einem (noch) unsicheren Weg. Werden die jungen Erwachsenen danach gefragt, wie sie ihre berufliche Zukunft einschätzen, so ist der Großteil dennoch optimistisch und wenig besorgt. Diese Ergebnisse verdeutlichen die Notwendigkeit, die jungen Menschen zu unterstützen, ihr Bildungspotential auszuschöpfen und eine berufliche Perspektive zu entwickeln.

Bewältigung des Übergangs

Die Care-Leaver erleben den Übergang aus dem SOS-Kinderdorf unterschiedlich. Wesentlich ist für sie, ob sie sich gut auf den Übergang vorbereitet und dabei begleitet sahen, ob sie sich an der Entscheidung zum Auszug beteiligt gefühlt haben und ob dieser zu einem angemessenen Zeitpunkt erfolgt ist. Gut 35 Prozent berichten von einem gut vorbereiteten, begleiteten und beteiligungsorientierten Abschluss der Betreuung zum

richtigen Zeitpunkt. Ein Viertel der Befragten schildert den Auszug als eigene Entscheidung zum richtigen Zeitpunkt, jedoch mit wenig Vorbereitung und Begleitung. Ein anderes Viertel erlebte den Abschluss als fremdbestimmt und zum falschen Zeitpunkt, aber gleichwohl gut vorbereitet und begleitet. Etwa 15 Prozent schließlich berichten über einen nicht selbst gewählten und wenig begleiteten Abschluss, der eher wie ein Ausschluss aus dem Kinderdorf empfunden wurde.

Der Auszug wird in etwa gleich häufig als positive bzw. negative Veränderung wahrgenommen. Die einen beschreiben einen Zugewinn an Unabhängigkeit durch die eigene Wohnung, ein neues Umfeld und eine gute Unterstützung. Andere hingegen berichten über den Verlust von Beziehungen, über ein unbefriedigendes Ende der Betreuung, einen unfreiwilligen Wohnortwechsel und fehlende Unterstützung. Als besonders hilfreich im Übergang in das eigenständige Leben nannten die jungen Erwachsenen ein gutes soziales Netz mit viel Unterstützung von Fachkräften, Familie oder Freunden sowie eine gute Perspektive in Ausbildung und Beruf. Schwierigkeiten bereiten das Alleinsein und der Verlust von Beziehungen, die Organisation des Alltags oder der Umgang mit der prekären finanziellen Lage. Eine unsichere berufliche Situation erleben die Ehemaligen als große Belastung.

Ziel der SOS-Längsschnittstudie ist es, Gelingensfaktoren für die Übergänge zu identifizieren, um daraus Hinweise für die Phase der Verselbstständigung und den Übergang ins Erwachsenenleben zu entwickeln.

Ausblick

Für den Herbst 2016 ist die nächste Fragebogenerhebung mit SOS-Ehemaligen geplant. Die Fragebögen werden über die SOS-Einrichtungen versandt. Ab Frühjahr 2017 finden dann wieder vertiefende Interviews mit ausgewählten Jugendlichen und Fachkräften in den Kinderdörfern und (ehemals) Jugendeinrichtungen sowie mit Ehemaligen statt. Die nächste Fallgruppe tagt am 14. Oktober 2016 in Fulda. Der dritte Workshop mit den Koordinatorinnen und Koordinatoren in der SOS-Längsschnittstudie ist für den 6. und 7. April 2017 geplant.

Für den Inhalt verantwortlich:

Dr. Florian Straus (IPP), Ringseisstr. 8, 80337 München
straus@ipp-muenchen.de

Dr. Kristin Teuber (SPI), Renatastr. 77, 80639 München
kristin.teuber@sos-kinderdorf.de